



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Dienstag, 4. Januar

1927.

Die Jagd nach der Braut.

(24. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirosauer.

XXII.

Sehr gut war es auch, daß ihre Fingerhaken ihm einige Augenblicke schenkte, aus dem Abgrund des Erschreckens, in den er hinabgestürzt war, wieder emporzuklimmen. Als sie ihn freigab, hatte er sich so weit gefunden, um fragen zu können:

„Wie — wie kommst du hierher?“

„In überstürzten Worten klärte sie ihn auf.

Man hatte sie hierher gebracht, da niemand von ihrer Bewachung dem Balle fernbleiben wollte. Und sie allein zu lassen, selbst gefesselt, schien ihnen zu gefährlich.

Jetzt erst fiel ihm auf, daß auch sie als Dubarry —

„Man zwang mich, dieses Kostüm anzuziehen. Es gleicht genau dem dieses Weibes, das diese Leute anführt. Es war eine List. Sie glaubten, im Falle einer Razzia durch dieses doppelte Kostüm die Polizei irre zu führen.“

„Mein Gott“, durchfuhr es ihn, „dann sind ja drei Dubarrys hier!“ Sie hastete weiter: „Das ist eine Abseimte, du! So etwas von Durchtriebenheit! Doch das ist ja nun alles gleich. Jetzt, wo ich dich wieder habe.“

„Ja — wie?“

„Ich mußte in einer Loge Platz nehmen. Sah dich aber gleich. Aber wie kommst du hierher?“

„Ich verfolge deine Doppeltgängerin.“

„Ach so! Ihr seid auf ihrer Spur?! Ich sah dich aus dem Saale gehen. Alle tanzten. Der Saalausgang vorn ist gut bewacht. Sie denken, ich kann ihnen nicht entkommen. Es ist ein Verbrecherball.“

„Ich weiß.“

Er blickte bekümmert nach der Tür. Wenn Elinor jetzt kam —

„Ich gelangte auf den Gang, sah die Tür zum Garten offen — stürzte hierher —

„Aber — deine Worte —“

„Ach, Bob, ich wußte, daß du dich Vater gegenüber gestern Abend mit mir verlobt hast. Er konnte es nicht für sich behalten. Er kam gestern Abend noch zu mir ins Zimmer. — Ich konnte es nicht glauben. — Und heute hatte ich in meiner Gefangenschaft so viel Zeit, darüber nachzudenken. Tausend Zweifel — tausend Hoffnungen — wieder tausend Zweifel. Aber jetzt hast du sie mir alle genommen.“

Sie lächelte beglückt.

Er sah immer nur auf die Tür.

„Du hast recht“, nickte sie. „Sie können mich jeden Augenblick vermissen. Und suchen. Uns bleibt nur — sie blickte sich suchend um — „dort die Mauer!“

„Sie ist zu hoch“, merkte er ohne rechten Fluchtweg.

„Vielleicht findet sich dort um die Ecke des Hauses eine Stange oder Leiter oder sonst etwas. Ich turne gut. Rasch, lauf, Bobby, sieh nach. Rasch!“

Er lief, er bog um die Ecke, er suchte, er fand. Zwei große Tonnen lagen dort — und ein Brett. Er griff zu. Gedanken hatte er kaum. In seinem Hirn war Stillsitzen. Er rollte mit aller Kraft eine der Tonnen und senkte sie mühselig um die Ecke des Hauses.

Das Mädchen stand dicht an der Tür zum Garten

auf angstvoller Wacht. Das Visier hatte er bedachtssam wieder angelegt.

„Hast du was gefunden?!“ rief Florence leise mit unterdrückter Freude.

Er trübte sein Gesicht. Sie kam zu ihm, haß. Bald standen die beiden Monstren mit dem Brett über ihren Häuptern an der Gartenmauer.

Sportgeübt kletterte sie hinauf. Eine Sekunde später ließ sie sich an der Außenwand des Gartens hinab. Er folgte.

Sie befanden sich in einer Straße. Sie faßte seine Hand. Sie liefen. Ein Auto kam des Weges. Sie sprangen hinein.

Nach Atem ringend, lag sie an seinem Herzen. Er streichelte gefühllos ihre Schulter.

Kein Wort wurde gesprochen.

Der Wagen hielt in Riverside Drive.

Sie gingen ins Haus. Traten in das kleine hölzergestülzte Rauchzimmer.

Da nahm Elinor das Visier ab und sagte mit einem kleinen höhnischen Lächeln:

„So leicht, mein Lieber, ist es nicht, uns zu überlisten. Während du das erste Gesicht geholt hast, haben wir deine liebe Braut wieder eingefangen. Und um Zeit zu gewinnen, sie in Sicherheit zu bringen, habe ich — doch Sie begreifen. Denn da die Masterade nun vorüber ist, können wir uns wohl wieder „Sie“ sagen.“

Bob sagte weder „Sie“ noch sonst etwas. Er küßte Wellenbewegung unter den Sohlen.

XXIII.

Neues Leben blühte erst wieder aus den Ruinen seines geistigen und seelischen Zusammenbruchs, als Elinor — diesmal war und blieb es Elinor — sich mit den Worten zur Tür wandte:

„Nun leben Sie wohl. Jetzt wird Ihre Braut wohl wieder in Sicherheit sein.“

Mit einer lebenswichtigen kleinen Verbeugung ergiff sie den Porzellanknopf der Tür.

Da stand er neben ihr. Geisterlich erhob er sich.

„Ich bitte Sie, bleiben Sie!“

„Bin ich Ihre Gefangene?“

„Nein, nein. Ich vielmehr der Ihre. Doch lassen Sie mich vernünftig sprechen. Sehen Sie sich. Hören Sie mich an. Und wenn Sie dann noch gehen wollen, ist der Weg für Sie frei.“

„Wollen Sie mir wieder Moralspaßen halten?“

„Sehen Sie sich, bitte.“

Sie versuchte in einem der Klubsessel Platz zu finden. Doch die Reifen ihres Rockes erhoben aufstrebend Widerspruch. Sie lachte und versuchte ihr Heil auf dem Boden zu suchen. Dort ging es besser.

„Also — ich sehe“, lächelte sie schalkhaft, „und harre demütig Ihrer Worte.“

Er stand vor ihr und suchte nach einem Ausdruck seiner kämpfenden Erregung und sah nur, daß sie in der Puderperücke schöner war als jemals zuvor. Sie erkannte die Richtung seines Blickes.

„Wenn der Kopfschmerz Ihre Redekunst beeinträchtigt, will ich ihn gern abnehmen“, erbot sie gnädig.

„Nein, nein. Die Tracht kleidet sie blendend. Sie sehen darin herrlich aus.“

„Sind Sie überzeugt, daß es nicht Juana ist, die Sie in mir sehen?“

Es klang nicht mehr eifersüchtig, nur schelmisch.

„Reden Sie nicht von der! Liebe Elinor, lassen Sie nur fünf Minuten Ihren Spott und Übermut. Nicht als ob ich ihn nicht liebe! Alles an Ihnen liebe ich.“

„Alles? Auch meinen zweifelhaftesten Beruf?“

„Ich flehe Sie an, seien Sie einmal ernst. Ich spreche jetzt so blutig ernst zu Ihnen, wie ein Mensch nur sprechen kann.“

„Ich bin ernst“, lächelte sie. Aber es war doch ein Schimmer von aufrichtiger Teilnahme in ihren Augen.

Elinor — ich habe mit mir gerungen.“

Sie öffnete die Lippen, unterdrückte aber heldenhafte eine kleine, scherzhaftes Bosheit.

„Dieser Tag hat mich in einen furchtbaren Kampf mit mir gestürzt. Ich will ganz offen mit Ihnen reden. Denn ich fühle, mein Leben hängt davon ab, daß Sie mich verstehen.“

„Ich will mir Mühe geben.“

„Ich war schlecht und feige.“

Sie?!

„Ich! Mein Vater ist vor kurzem gestorben. Er hinterließ mir ein bankrotttes Geschäft. Ohne sein Vermögen. Er war der ehrenhafteste und liebevollste Mann. Es lag an den Verhältnissen. Kurz, das Geschäft stand vor dem Ruin.“

„Ich verstehe.“

„Nun, sehen Sie, Elinor, ich war als ein verwöhnter Mensch aufgewachsen. Es schien mir unerträglich, in Armut und gesellschaftlicher Verachtung zu versinken. Da beging ich Verrat an einem anderen und an mir.“

„Verrat?“ Sie fragte es mit warmem Mitgefühl.

„Es hat sich mir die Gelegenheit, ein sehr reiches Mädchen zu heiraten. Ich liebte sie nicht. Ich „schätzte“ und „achtete“ sie. Sie wissen ja wie in solchen Fällen die selbstbetrügerische, beschönigende Phrase lautet.“

Elinor nickte. Sie war bleich geworden.

„Gestern Abend hat ich den Vater um die Hand des Mädchens. Heute Nacht ist sie von Ihnen entführt worden.“

Er schwieg.

Auch Elinor sagte nichts. Eine Weile blickten sie sich stumm und geisterhaft ernst an.

Dann begann er wieder mit heiserer Stimme:

„Ich hatte mich zu dieser Ehe entschlossen in dem Glauben, ich könnte nicht lieben. Ich hatte wohl oft geflürtet, geliebt nie. Und glaubte diese — Himmelsgabe — ja, das ist sie wohl trotz allem — sei mir versagt.“

„Oh“, lächelte sie lieb.

„Heute früh —“

„Gestern“, verbesserte sie.

Er blickte verständnislos drein.

„Es ist gleich drei Uhr morgens“, sie zeigte auf die kleine Uhr auf dem Kamin. Er begriff.

„Natürlich gestern Morgen lernte ich Sie kennen. Und seitdem“ — seine Stimme sank zu einem scheuen Flüsterton herab — „weiß ich, daß mir die Gabe der Liebe nicht versagt ist.“

Sie sah zu ihm auf mit Augen, die plötzlich feucht waren.

„Lieber“, sagte sie ganz leise.

Er trat dicht an sie heran. Seine Arme berührten ihren Reifrock.

Elinor, ich habe mit meinem Gewissen und meinen Pflichten gerungen. Glauben Sie mir das. Ob ich sie siegt habe oder unterlegen bin, weiß ich nicht. Nur eins weiß ich: dieser Tag und die Nacht haben aus mir einen Mann gemacht, der jetzt — vielleicht erst seit Minuten, weiß, was er zu tun hat. Aber jetzt weiß ich es.“

„Was ist es?“ Sie war völlig verändert. Zart, frauenhaft, rührend, ergriffen.

„Ich habe kein Recht, jenes Mädchen zu heiraten. Es wäre ein Verbrechen. Ich will ehrlich mit dem Vater sprechen. Ich weiß, ich bin dann ein Bettler. Aber ich

weiß nun auch, daß ich jung bin und Kraft habe und arbeiten kann. Elinor, Sie sollen sehen, wie ich arbeiten kann.“

„Ich?!“

„Jetzt bitte ich Sie — wie nur ein Mensch bitten kann — um eins: geben Sie Florence frei. Reißen Sie sich los von diesem Gefindel. Beginnen Sie Ihr neues Leben mit dieser ersten guten Tat. Sagen Sie mir, wo sie ist.“

„Wäre das nicht ein Verrat an meinen Gefährten?!“

„An Verbrechern gibt es keinen Verrat. Ich will alles tun, was in meiner Macht steht, daß Ihren Spießgesellen nichts geschieht. Aber geben Sie mir die Möglichkeit, Florence zu befreien.“

„Weshalb?“

„Damit ich einen Teil meiner Schuld an ihr gutmachen kann.“

„Und dann?“ Sie sprach jetzt ohne einen Hauch ihrer früheren Reue.

„Dann — Elinor —“ er beugte sich zu ihr nieder, „dann werde ich dich bitten, mein Weib zu werden!“

„Mich!“

Es war ein heller Jubelschrei.

„Ja, Elinor. Ich bin arm, habe nichts. Aber ich werde arbeiten. Wir verlassen New York. Wir gehen nach dem Westen, wo man immer noch zwei starke junge Arme brauchen kann. Jede Arbeit will ich für dich tun — jede Not für dich tragen — jeden —“

„Du — du —“ stieß sie leuchtend hervor — „du könntest — die — Verbrecherin — zu deinem Weib machen?!“

Sie blickte zu ihm auf. Tränen rannen über ihre Wangen.

„Ich liebe dich“, sagte er schlicht, „und da ist wohl alles gleich.“

Sie barg das Gesicht in den Händen.

„Ach, war ich schlecht!“ schluchzte sie erschüttert.

Er kniete vor ihr nieder, löste mit sanfter Gewalt ihre Hände von dem Gesicht, hob es zu sich empor und fragte: „Wißt du, Elinor?“

Sie erwiderte nicht in Worten.

Doch ihre leidenschaftlichen dankbaren Küsse waren Antwort genug.

Da schrillte die Hausglocke grell durch die Stille des werdenden Frühlingmorgens.

XXIV.

Die Liebenden schrakten voneinander.

„Was ist das?“ fragte Elinor bang.

„Ich werde sehen.“

Doch ehe Robert den Rauchsalon noch verlassen hatte, prallte die Tür auf, herein stürmte Bill Hoot.

Draußen in der Diele lag Florence in den Armen des beglückten Vaters.

„Da ist sie!“ rief der erfolgreiche Polizeimann mit heroischer Geste.

„Sie haben —?“

„Allerdings, mein Lieber. Ich habe. Und Sie haben auch. Sie haben Ihre Braut wieder.“

„Bob“, jauchzte draußen eine Stimme.

Herein flog Florence. Auf den Bräutigam zu flog die Braut.

Der wich bestürzt zurück.

Aus dem Sofa war Elinor aufgesprungen.

An die Tür trat Jeremiah.

Wie vom Blitz getroffen stand wankend vor dem zurückweichenden Bräutigam die Braut.

„Bob“, flüsterte sie ohne Ton und Klang, „Bobby, ich bin es doch — deine Florence!“

„Er ist vor Freude übergesprungen“, stellte blüdig und brutal der Polizeimann fest.

„Aber mein Bobby — mein Bobby“, jammerte Florence — „was ist dir? Ich bin es doch — ich — Florence!“

„Ich weiß — ich weiß —“ bekannte Bob, „ich — ich —“

Der Alte trat auf den Eidam zu. „Mein Junge, fasse dich!“ rief er jovial und schlug Robert derb auf die Schulter, „sie ist da — sie ist wieder da — leibhaftig haben wir sie wieder.“ (Schluß folgt.)

Der unterbrochene Stat.

Von Hugo von Köller.

Der Eisenbahnzug erkletterte unter Schnaufen und Prusten der Lokomotive die Höhe des Ichtiman-Balkans — auf halbem Wege zwischen Sofia und Philippopol. Es herrschte eine grimmige Kälte. Ich kam von Berlin und Wien, um nach Konstantinopel, wo ich ständig lebte, zurückzukehren. Nachdem wir die Grenze der Balkanhalbinsel überschritten hatten, wurde die Reise langweilig. Ich lag in einem Abteil erster Klasse ganz allein. Die Gegend, die ich schon so oft durchfahren, war mir bekannt, so daß auch der Blick aus dem Fenster mir keine Abwechslung mehr bot. Was ich von Wien an Lebestoff mitgenommen, war bereits erledigt. Nun tauchte die brennende Frage auf, wie die Zeit totzuschlagen war. Wir hatten noch über 24 Stunden im Zuge auszubringen.

Ich ging den Korridor des Wagens entlang und blickte in die Abteile zweiter Klasse; vielleicht war hier tragend eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Und das Glück war günstig! Ich entdeckte einen mir bekannten Direktor aus Königsberg, dessen Gesellschaft einen Kunstbau in Konstantinopel ausführte; er fuhr zur Revision dort hin. Der Direktor war in lebhafter Unterhaltung mit einem mir unbekannten Herrn. Neben diesen beiden lag ein jüngerer Mensch, der schweigend dem Gespräch zuzuhören schien. — Wie ich später erfuhr: Ein Schwede, dessen Reiseziel Teheran war.

Ich begrüßte den Königsberger Direktor, stellte mich den beiden anderen Herren vor und setzte mich zu ihnen. Bald war die Frage aufgeworfen, ob man nicht einen Stat spielen wollte. Das war ganz mein Fall. Der unbekannte Dritte hatte das Handwerkszeug bei sich. Ein Koffer wurde als Spieltisch hochgestellt und nun ging's los. Wir spielten, — der Schwede etablierte sich als Klebitz. So ging es eine Stunde ganz glatt. Da kam die erste Unterbrechung.

Einige Kilometer vor dem Orte Ichtiman auf der Höhe des Balkans blieb der Zug mitten auf der Straße liegen. Mit allen Anzeichen großer Erregung liefen die Schaffner durch die Wagen und riefen den Reisenden zu: „Schnell alles aussteigen!“ Das lag uns ganz und gar nicht, aber da die Zugbeamten das Aussteigen sehr dringlich machten, mußten wir wohl oder übel den Stat unterbrechen. Der Schaffner kam nochmal: „Bitte, meine Herren, beeilen Sie sich. Der Zug läuft Gefahr, nach rückwärts abzurutschen.“ — „Warum denn?“ fragten wir, nun auch beunruhigt. „Die Schienen sind derart vereist, daß die Räder der Lokomotive rückwärtsrutschen, und die Bremsen können auf dem Glatteis nicht genügend wirken.“ — Das war entschieden peinlich. Wir jagten schnell die Mäntel über und verließen den Zug. Nun aber kam erst das Hauptvergnügen! Sämtliche Reisende wurden von den Bahnbeamten längst des Zuges vertriebt und mußten von den Grabenborden dürres Gras mit Wurzeln ausrupfen und dies vor und hinter den Rädern auf die Schienen werfen. Die sechs oder acht Räder der mächtigen Lokomotive erforderten dabei die Höchstleistung. Es war dies, wie uns allen einleuchtete, das einzige Mittel, den Zug vor dem Abgleiten nach rückwärts zu bewahren, und der Lokomotive die Möglichkeit zu geben, wieder anzukommen. Die sich bei solchen Gelegenheiten immer findende Opposition und verneinenden Geister haben endlich auch ein, daß wir im allgemeinen Interesse diese Zustandenermaßen nicht gerade angenehme Arbeit verrichten mußten. Bei mehr als 20 Grad unter Null auf der Höhe des Balkans Graswurzeln aus gefrorenem Boden auszubuddeln, war gewiß eine harte Zumutung, aber wo eine unabwendbare Notwendigkeit vorliegt, muß man eben auch mal rücksichtslos gegen sich selbst schnell zugreifen. Kam der Zug auf diesem ziemlich steilen Abhang erst ins Abgleiten, so war ein großes Unglück unvermeidlich. Und dies konnten wir doch durch schnelles Handeln verhindern. Unsere Arbeit war in soweit von Erfolg gekrönt, daß die Lokomotive den Zug schrittweise immer bis dahin schleppen konnte, wo die Schienen mit Erde und trockenem Gras bestreut waren. Diese gefährliche Stelle der arabischen Steigung war nur einige hundert Meter lang; aber wir brauchten doch über zwei Stunden bis sie überwunden war.

Das Supersonal erklärte uns nun ausführlich, in welcher Gefahr der Zug geschwebt habe und sprach den Reisenden seinen Dank aus für die Hilfe, die wir geleistet hatten. Dann ging es weiter.

Wir haben wieder an unserem improvisierten Statist. Nach der Schwede hatte seinen Platz als Klebitz wieder eingenommen. Da ereignete sich ein zweiter Zwischenfall, der einen tragikomischen Verlauf nahm. Der bis dahin so stille Schwede wurde plötzlich lebendig. Er sanzte mit der Hand in die rückwärtige Tasche seines Beinkleids, und sog sie — erblassend — schnell wieder zurück. Er sprang auf und mit affenartiger Geschwindigkeit durchwühlte er mit beiden Händen die sämtlichen Taschen seines Jacketts, der Weste und

Beinkleider. Dann ließ er sich rückwärts auf das Posten fallen und stöhnte mit gebrochener Stimme: „Ich bin verloren.“ Wir legten unsere Karten auf den Tisch und wandten uns dem Jammerbilde auf dem Sitze zu. Der Königsberger Direktor meinte: „Der Schwede ist verrückt geworden.“ Unser dritter Mann musterte den Unglücklichen mit erstaunten Blicken und zitterte mit lächelndem Munde: „Das Tier mit schrecklichen Gebärden urplötzlich anfang wild zu werden.“ Ich faßte die Hand des Schweden, die eiskalt war, und fragte: „Was ist Ihnen eigentlich?“ Er sah mich an wie jemand, der schon mit dem Tode ringt, und sagte leise: „Mein Portefeuille ist weg.“ Ach du lieber Gott! „Was war denn in diesem Portefeuille enthalten?“ fragte der Königsberger. „Mein ganzes Vermögen, — 25 000 Franken,“ antwortete der Schwede tonlos. „Das muß peinlich sein,“ bemerkte der dritte Mann. „Wo haben Sie denn das Portefeuille hingesteckt?“ fragte ich. Bortilos zeigte er auf die rückwärtige Tasche seines Beinkleids. Ich überlegte, daß die volle Briestafel sich beim Sitzen in weichen Polstern leicht aus jener Tasche nach oben hinausschieben und zwischen die Polster des Sitzes und der Rückenlehne gleiten könne. Auf meinen Vorschlag gingen wir mit dem Schweden in dessen Abteil, und ich forderte ihn auf, an der Stelle, wo er gefessen habe, bevor er in das Nebenabteil gekommen war, seine Hand tief zwischen die Polster zu schieben. Er tat es, und — plötzlich klärten sich seine Züge wieder auf. Er sog die untersehrte Briestafel hervor!

Als er diese aber wieder in dieselbe Tasche stecken wollte, hielt ich seinen Arm fest und sagte:

„In diese Tasche gehört nicht ein Portefeuille, in dem man 25 000 Franken bei sich trägt. Für solche Briestafeln befindet sich im Inneren des Westenfutters eine besondere größere Tasche, die nach oben mit einem Knopf geschlossen werden kann.“

„Wenn der Herr glücklich nach Teheran kommt, heiße ich Hans,“ bemerkte der Königsberger Direktor. Und wir knieten unseren Stat weiter.

Reise u. Verkehr

Einführung von 45tägigen Rückfahrkarten nach der Schweiz. Mit Wirkung vom 1. Januar 1927 werden von den größeren Stationen in Deutschland nach den bedeutendsten Plätzen in der Schweiz Rückfahrkarten ausgeben, deren Fahrpreis auf Schweizer Strecken nach dem dort bestehenden ermäßigten Tarif für Rückfahrkarten berechnet ist. Die Rückfahrkarten gelten für alle fahrplanmäßigen Züge mit entsprechenden Wagenklassen. Für die FD-Züge (Fernschnellzüge) ist der tarifmäßige Zuschlag zu zahlen. Bei Entfernungen über 250 Kilometer werden Buchfahrkarten ausgeben, bei denen sowohl auf den deutschen wie Schweizerischen Bahnen Fahrtunterbrechung beliebig oft ohne Formlichkeit gestattet ist. Bis her konnte man auf größere Entfernungen nur in Reisebüros zusammenstellbare REX-Fahrtscheine zum normalen Fahrpreis erhalten, oder auch ab Schweizer Grenze die ermäßigten kombinierbaren Rundreisebillets, wobei Vorausbestellung erfolgen mußte. Die neuen 45tägigen, auf Schweizer Strecken ermäßigten Rückfahrkarten können dagegen außer bei den Reisebüros ohne weiteres auch bei den größeren Bahnhöfen unmittelbar gelöst werden.

Der Rundreiseverkehr Deutschland-Italien, wie er vor dem Kriege bestand, soll wieder eingeführt werden. Es wird ein Tarif Deutschland-Italien über die Schweiz oder Deutsch-Österreich aufgestellt. Die italienischen Grenzstationen von Ventimiglia bis Tarvisio geben feste Rundreisefahrkarten über Mailand, Turin und Genua oder bis Florenz, Venedig, Rom, Neapel usw. Diese Fahrkarten für Strecken südlich der Alpen sollen bei den deutschen Ausgabestellen aufgelegt und in Verbindung mit Karten für Strecken nördlich der Alpen ausgeben werden. Sie werden zwei Monate gelten. In Frage kommen vorläufig nur große deutsche Ausgabestellen.

Luftpostsendungen nach Mesopotamien, Südwest-Persien und Karachi. Die englische Luftpost Kairo-Bagdad wird fortan bis Basra weitergeführt. Die deutschen Anschlussposten und die Flüge verkehren ab München 6. und 20. Jan. jeden zweiten Donnerstag, 11.5 ab Kairo 12. und 26. Jan. 2.0, an Bagdad 13. und 27. Jan. 4.0, an Basra 14. und 28. Jan. 11.5 usw. alle 14 Tage. In Basra besteht Anschluß an den Schnelldampfer nach Karachi (Indien), an Karachi 20. Jan., 3. Februar usw. Die Luftpost befördert gewöhnliche und eingeschriebene Briefsendungen nach Mesopotamien, den persischen Orten Kermanschah, Samadan, Mahommedah, Buschire und nach Karachi mit der deutschen Bezeichnung „Par avion Kairo-Basra.“ Luftpostzuschlag (neben den gewöhnlichen Auslandsgebühren): 20 Pf. für Postkarten, 30 Pf. für je 20 Gramm anderer Briefsendungen.



Was gibt's für uns zu tun?

Eine Frage beim Jahresanfang.

Muß man wirklich noch fragen, was es für uns Frauen zu tun gibt? Man sollte meinen, darüber könne kein Zweifel sein, daß den Frauen ihr gerüttelt' Maß Arbeit und Pflichten zugeteilt sei! Es ist schon nahezu unglaublich und unerfüllbar, was von der Frau alles verlangt wird, und mehr als der Mann muß sie im Verhältnis leisten. Das Wort vom „schwachen Geschlecht“ ist schon lange nicht mehr wahr, jedes Verlagen und Nachlassen der einzelnen aber wird aufs Schärfste beobachtet und der Gesamtheit angelastet. Kein Wunder also, daß die Frau unter Anspannung aller ihrer Kräfte ihren mannigfaltigen Pflichten gerecht werden will und muß. Die meisten Frauen werden heutzutage wohl nicht mehr zu fragen brauchen, was es für sie zu tun gebe, sondern sie werden wünschen, daß es — etwas weniger für sie zu tun gäbe!

Gewiß, wir Frauen und namentlich wir deutschen Frauen, müssen viel und oft hart arbeiten. Ein kluger und vielgereister Schwede behauptete kürzlich sogar einmal, daß kein Kulturvolk der Erde seine Frauen so viel und hart arbeiten lasse, wie die Deutschen, und man fühlt sich versucht, ihm zu glauben, wenn man sieht, was vielfach von den Frauen tatsächlich alles verlangt wird. Nehmen wir nur einmal die Durchschnittsfrau: Keiner Engländerin, Amerikanerin, Schwedin, Dänin usw. würde es einfallen, so wie sie unter Verzicht auf jegliche Hilfe grobe und größte Arbeiten zu tun; zum mindesten würde sie, wenn der Geldbeutel keine bezahlten Hilfskräfte zu beschaffenden erlaubt, die tatkräftige Unterstützung der männlichen Familienmitglieder nachdrücklich fordern und auch erhalten — was bei uns immerhin noch zu den Ausnahmen gehört. Man kann es deshalb den deutschen Frauen wohl nachfühlen, daß sie oft unter ihren Lasten seufzen und sich Ruhe wünschen, anstatt sich nach neuen Pflichten umzusehen.

Und doch: Ein neues Jahr liegt vor uns, und da kommt man um ein gewisses Sichorientieren und ein Sichselbst-Rechenhaftigwerden nicht herum. Es hat doch auch wohl (hoffentlich) die zwischen den Festtagen von Weihnachtsen und Neujahr liegende Zeit ein gewisses Ausruhenkönnen für die Mehrzahl der Frauen gebracht, und wie das immer so ist: Wenn man nur erst einmal neue Kräfte hat sammeln können, dann kommt die Lust und die Freude am Betätigen dieser Kräfte wieder ganz von selber!

In diesen einen Satz: „Nicht nur existieren, sondern auch leben; Mensch sein und wirken!“ könnte man alle Antworten auf die Frage „Was gibt's für uns Frauen zu tun im neuen Jahr?“ zusammenfassen. Er enthält unsere eigentliche Aufgabe, nämlich die, die Tätigkeit des Mannes zu ergänzen.

Man hat bis zum Überdruß die Tatsache betont, daß der Mann mit dem Verstand denke und die Frau mit dem Gefühl, und man hat versucht und versucht es immer wieder, dieses gefühlsmäßige Denken der Frau ihr als eine Wertminderung anzurechnen. Die Folge davon war, daß die Frauen immer mehr danach strebten, sich ebenfalls auf rein verstandesmäßiges Denken hinzulegen zu trainieren. Brachte dieses Streben auch eine an sich erfreuliche Erweiterung des weiblichen geistigen Gesichtskreises mit sich, so kann man auch seine Nachteile nicht außer acht lassen oder ableugnen wollen. Was wir mit diesen vom Manne diktierten und von der Frau in gewolltem Verzicht auf ihre Eigenart adoptierten rein verstandesmäßigen Anschauung und Ordnung der Dinge erreicht haben, das bedeutet Verschlechterung anstatt Verbesserung, Vegetieren, anstatt Leben, Ableben vom Natürlichen und Gesunden und Versklavung anstatt Freiheit. Es erübrigt sich, Einzelbeispiele für diese Behauptung anzuführen. Wir brauchen nur unsere Geschichte in den letzten hundert Jahren zu verfolgen und nur uns in der Gegenwart unserer engeren und weiteren Umgebung umzusehen, um die These täglich und tausendfach bestätigt zu finden. Einsichtige haben dies längst getan und die Konsequenzen daraus gezogen. Der immer lauter werdende Ruf nach der „fräulichen Frau“, die absichtliche Betonung des mütterlich-weiblichen Elementes in der heutigen Frauenbewegung, die Warnungen vor einseitiger sachlich-verstandesmäßiger Erziehung unserer weiblichen Jugend unter Vernachlässigung der seelischen und Gemütskräfte, dies alles ist der Beweis dafür.

Wir Frauen müssen und sollen ausgleichen und ergänzen, vermitteln und verbinden, veredeln und heben, dies ist, was es für uns in erster Linie zu tun gibt auch im neuen Jahre.

und zwar im Kleinen, wie im Großen, im Hause und Familienkreise so gut wie im Bureau oder in der Schule, im öffentlichen Leben, in der Volkserziehung, in der Wohlfahrtspflege, in der Politik, in der Kunst, in der Gestaltung unserer Gesellschaft, kurz, überall, wo Menschen mit Menschen in Berührung kommen. Der Aufrichtigkeit, der Natürlichkeit und dem Schönen wieder Geltung und den Sieg zu verschaffen, das sind die vornehmsten Aufgaben für uns Frauen eines Volkes, das nach dem unerhörtesten materiellen und geistigen Zusammenbruch jäh und hart um seinen Wiederaufstieg ringt und das sich klar ist und sein muß, daß es sein Ziel nicht erreichen kann, wenn seine Frauen ihm nicht helfen!

Käthe Brunsat-Schneidermann.

10 Gebote einer glücklichen Ehe.

Vor einiger Zeit wurde das Ergebnis eines amerikanischen Preisausschreibens über die zehn Gebote einer glücklichen Ehe bekanntgegeben. Dazu schreibt uns eine bekannte Romanschriftstellerin:

Frau Ella Wehler hat in der Zeitschrift „Liberty“ sehr treffliche Gebote aufgezählt, die durchaus geeignet sind eine Ehe glücklich zu gestalten, vorausgesetzt, daß die Charaktere von Mann und Frau zum Glück geeignet sind, denn ... auch zum Glück muß man Talent haben. Sie hat aber merkwürdigerweise vollkommen unterlassen, zu sagen, was der Mann dazu tun muß, um die Ehe glücklich zu gestalten. Sie hat nämlich nur der Frau Ratschläge gegeben. Es ist aber in der heutigen Zeit durchaus notwendig, daß auch der Mann das Seine dazu beiträgt, um die Ehe zu einer glücklichen zu machen. Zu Ruh und Fromm aller Ehepaare seien darum hier die Gebote aufgezählt, die die Frau und die der Mann befolgen müssen:

1. Die Frau muß immer daran denken, daß sie auch nach der Hochzeit dem Mann stets neu und reizvoll erscheinen muß. Die Ehe ist nicht eine Jagd, bei der die Beute selbstverständlich der Jägerin gehört. Die „Beute“ lebt noch erfreulicherweise und ist sehr anspruchsvoll. Darum sei erste Vorschrift für die Frau, sich für den Mann auch nach der Hochzeit so zu schmücken und anzuziehen, als ob sie täglich seine Werbung erwarten würde.

2. Lasse deinen Mann niemals merken, daß du auf seine Zeit und seine Seele Beschlagnahme legst. Nichts kann ein Mann so wenig vertragen, als den Gedanken, durch die Ehe gefesselt zu sein.

3. Stelle niemals andere Dinge und Ereignisse höher als alles, was deinen Mann angeht. Fasse ihm aber dennoch nicht mit deiner Fürsorge zur Last. Männer lieben es nicht, wie kleine Kinder gegängelt zu werden.

4. Verstehe, daß in jedem Mann ein Teil Kindlichkeit übriggeblieben ist. Mache ihm keinen Vorwurf daraus, selbst wenn er einmal etwas getan hat, was nicht in deinem Sinn ist. Alle Männer hassen Vorwürfe.

5. Zeige dich nicht abhängig von deinem Manne in deinem Denken, in deinen Interessen, sondern beweise, daß du ein selbständiger Mensch bist, eine Kameradin und Gefährtin, mit der er in schwierigen Lagen des Lebens rechnen kann.

6. Nun zum Mann! Auch der Mann hat Pflichten. Die erste Pflicht des Mannes besteht darin, ritterlich zu sein. Dadurch beweist du ihr nämlich, daß du nicht aufgehört hast, sie zu lieben. Sei nicht in der Zeit der Werbung ein Ritter ohne Furcht und Tadel und nach der Hochzeit der Haustyrann, der seine Launen an der Frau ausläßt. Jede Frau wird diese Forderung als die erste empfinden, die ihr Glück begründet.

7. Schenke auch nach der Hochzeit deiner Frau hin und wieder eine Kleinigkeit, und wenn es nur ein kleines Kompliment ist. Das ist oft für eine Frau eine recht bedeutende Angelegenheit, denn Frauen wollen stets Angenehmes hören, am liebsten aber vom eigenen Mann.

8. Du sollst nicht an deiner Frau Dinge tadeln, die du an anderen Frauen lobst. Wenn es dir gefällt, daß andere Frauen sich die Lippen schminken, verbiete es nicht der eigenen.

9. Zeige dich deiner Frau gegenüber nicht feige. Wenn sie merkt, daß du ihr Schutzherr bist, wird sie nicht aufhören, dich zu bewundern.

10. Mann und Frau! Laßt euch im Zorn nicht zu gebärdigen, höset Worten hinsetzen. Bedenkt, daß ein grobes häßliches Wort mehr brennt und tiefer schmerzt als manche Wunde.